



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Toepfer, H.: Russische Gastfreundschaft in Transkaspien :
Reiseerinnerungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

können. Gaben wie diese beiden dänischen, ohne Prätension dargeboten, soll man aber willkommen heißen. Man soll es doppelt, wenn die Übertragung so gut ist. Ruy ist mehr im Dänischen geblieben, Mathilde Mann hat sich bemüht, den „Hans im Glück“ zu einem deutschen Buche umzuschaffen. Es ist ihr glänzend gelungen, und die Grenzbotenleser werden sich besonders freuen, dieser auf den grünen Blättern oft erprobten Kunst in solcher Vollendung wieder zu begegnen.

Ich habe vorhin von den ästhetischen Grenzen des Romans gesprochen. Auch wenn er nicht, wie zumeist, „Weltbild“ ist, breitet er seine Konflikte aus, spannt sie in einen großen Rahmen und entwickelt sie nach allen Seiten. Demgegenüber versucht die strengere Kunstform der Novelle, einen einzigen Konflikt wie in einem Brennspiegel aufzufangen und mit sich selbst zum Austrag zu bringen. Es gehört zu den höchsten künstlerischen Genüssen, so einer feinen Arbeit zu folgen, wie Heyse, Storm, Keller, Meyer ihrer Meister sind und waren. Adolf Stern, der nun auch schon die Grenze der siebzig rüstig überschritten hat, kommt ihnen besonders dann nahe, wenn er seinen Stoff aus der farbigen Vergangenheit holt. Wie in seinen Essays schreitet er auch in seinen Dichtungen mit langsamer Spürkraft vor, zieht uns gemach mit, und ohne Stürme im Herzen aufzupeitschen, gibt er doch den reinen Klang seiner bewegten Seele an uns hinüber. Seine „Venezianischen Novellen“ und der Band „Aus dunklen Tagen“ sind ja bekannt und besonders den Lesern dieser Blätter gewiß keine Fremden. Trotzdem möchte ich auf beide Sammlungen hier noch einmal hingewiesen haben, nachdem sie der rührige Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze (in Hamburg) in gewählter Ausstattung neu herausgegeben hat. Unser ganzes literarisches Leben hat dem stillen Dresdner Schriftsteller, der soviel für die großen Realisten der sechziger Jahre und manchen andern getan hat, so reiche Dankeschuld abzutragen, daß ein bescheidner Gruß wie dieser noch kaum ins Gewicht fällt. Möge er als *δόσις δόλλην τε φιλῆ τε* aufgenommen werden!

Heinrich Spiero



Russische Gastfreundschaft in Transkaspien

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



Am Morgen nach zwölfstündiger Fahrt erschien die transkaspijsche Küste in Sicht. Groß war die Freude, daß wir trotz Warnungen, Unkenrufen, Aufruf und Verkehrsstörung zum erwünschten Ziele gelangten. Der Dampfer hielt den Kurs auf die ziemlich schmale Einfahrt zwischen der Tschelakeninsel und dem äußersten Ende der in eine ganz schmale Sandbank auslaufenden Bekowitschhalbinsel, die die Bai von Krasnowodsk nach Westen abschließt und an breiteren Stellen Fischer- und Niederlassungen aufweist. Das Kaspijsche Meer hatte sich uns günstig gezeigt.

Oft läßt es seine Launen in schweren Stürmen aus, die schon weniger see-tüchtige Fahrzeuge zum Scheitern gebracht haben und solchen ehrwürdigen Rasten, wie unserm Dampfer, gefährlich werden können. Ziemlich oft den Kurs ändernd wand sich dieser nunmehr durch das schlecht und recht bezeichnete Fahrwasser der Einfahrt und steuerte dann auf Krasnowodsk, das nach scharfer Linkswendung im Hintergrunde der Murawjoffbucht unter den 240 Meter ansteigenden Fels Höhen des Ruba-Dagh auftauchte und natürlich sogleich photographiert wurde. Leider aber zu früh, denn die erste Aufnahme zeigt uns einen wesenslosen dunkeln Streifen mit ein paar hellern Punkten.

Krasnowodsk ist in einer Beziehung das Gegenteil von Baku: eine künstliche staatliche Schöpfung jüngern Datums,*) hervorgegangen aus der Notwendigkeit, einen möglichst eisfreien, die Schifffahrt begünstigenden Hafen zu gewinnen; sie wurde durch staatliche Fürsorge weiter entwickelt, als der Versuch, die tiefer ins Land greifenden Buchten als Häfen auszubauen, einen unzweifelhaften Mißerfolg gezeitigt hatte. Die Witterung, die erbarmungslose Sommerjonnenglut und Schwüle und die Armut der Vegetation zeigen aber kaum Unterschiede gegen die Zustände in Baku; den paar dürftigen Bäumen und Büschen im städtischen Miniaturgarten vor dem Kasino sah man wirklich an, wie wenig sie sich auf den Sommer freuten. Auch in der Raumverschwendung der breiten Straßen sind die beiden Städte gleich, und die Bevölkerung (im Jahre 1901 6443 Seelen) ist in Krasnowodsk annähernd ähnlich gemischt wie in Baku und mit unruhigen Bewohnern von der andern Seite des Kaspisees vermischt. Eine Blütenlese fragwürdiger Gestalten zierte das Geländer der Dampferanlegestelle; die Leute drängten sich keineswegs zur Arbeit und zur Tätigkeit für die Ankömmlinge, sie sind sicher bei dem Putz beteiligt gewesen, der im Laufe des vorigen Sommers versucht worden ist.

Für das religiöse Bedürfnis der Bewohner ist durch drei orthodoxe und eine armenisch-gregorianische Kirche, eine Schiitenmoschee und ein jüdisches Bethaus ausgiebig gesorgt. Öffentliche Gebäude und Kontore der Handels- und Transportgesellschaften geben Zeugnis von der Entstehung und der Bedeutung der Stadt. Viel Raum nimmt der Anfangsbahnhof der Transkaspischen Eisenbahn ein, die zwei Geleise zu dem Staatspfer entsendet und für Umladung von Massengütern noch einer zweiten Abfertigungsstelle in einer Entfernung von acht Kilometern an der Ufrinskajabucht bedurft hat. Das Stationsgebäude liegt malerisch auf einer etwas vorspringenden Felsplatte, durch seinen gefälligen maurischen Stil und die breite Terrasse mit Freitreppen zum Bahnsteig herab ist es eine Zierde der Stadt geworden. Zum Bahnhof gehören die Gebäude für die erste Kompanie des ersten transkaspischen Eisen-

*) Das heutige Krasnowodsk ist im Jahre 1869 durch Stoljetoff als kleine Festung gegründet worden und hat sich erst seit 1895 nach Verlegung des Eisenbahnanfangspunktes von Ujun-Abu zur Stadt auszuwachsen begonnen.

bahnбатаillons, die Depots und Reparaturwerkstätten, die Eisenbahnschule und die Auswandererbaracken. Der Güterverkehr belief sich schon im Jahre 1900 auf 2 Millionen Zentner Ausfuhr und 2,15 Millionen Zentner Einfuhr. Dem entsprechend haben sich die Hafenanlagen entwickelt, unter denen der Staatspier mit 320 Meter Länge senkrecht zum Ufer und ein Kran mit 200 Zentner Hubkraft zu nennen sind.

Störend für die Entwicklung der Stadt ist die Armut der felsigen und sandigen Gegend an trinkbarem Quellwasser. Eine Perisleitung*) liefert nur als Tränkwasser für Vieh geeignetes, salzig schmeckendes Wasser, und das ist einer der Gründe, die gegen den Ausbau von Krasnowodsk als Umladehafen geltend gemacht wurden. Das Süßwasser mußte aus Kasandschit und andern Orten und durch den Kondensator der Eisenbahnstation beschafft werden. Neuerdings ist nun eine städtische Kondensationsanstalt in Betrieb genommen worden, die mit der halben Zahl ihrer Kessel den gesamten Bedarf der Stadt (täglich 7500 Wedro = 92250 Liter) aus Meerwasser zu kondensieren vermag. Das gewonnene Süßwasser wird in ein Reservoir auf der nächsten Höhe gepumpt und von hier mit dem nötigen Druck in die Häuser und öffentlichen mit Regulier- und Kontrollapparaten versehenen Entnahmestellen geleitet.

Wir hatten kaum den Boden des transkaspischen Gebiets betreten, als sich meine Bekanntschaft mit dem Generalleutnant U., dem Gebietschef und Kommandeur des zweiten turkestanischen Armeekorps, als eine große Annehmlichkeit zu erweisen begann. Ein Gendarm hatte nichts eiligeres zu tun, als unsre Ankunft dem Kreischef und Kommandanten zu melden, worauf dieser uns einen Polizeioffizier entgegen sandte und uns zu sich bitten ließ. Wir argwöhnten eine Polizeischikane und waren höchst angenehm enttäuscht, als der Ortsgewaltige, Oberst W., uns als Gäste willkommen hieß und uns bat, sein Haus als das unsrige zu betrachten. Eben war nämlich von Erzellenz U. aus Aschabad unsre dorthin gerichtete Anmeldung telegraphisch zurückgegeben worden. Dazu vorher angewiesen, führte uns Oberst W. nach einem Frühstück in seinem Hause in seiner Residenz umher: zunächst am Hafen entlang zur Kondensationsanstalt und zur Reservoirhöhe, von der wir einen Überblick über die gesamten Stadt- und Hafenanlagen und die vegetationslosen rotgelben Felsklippen gewinnen konnten. Dann kletterten wir, von unserm Gastfreund über Stadt und Land, seine Dienststreifen und Jagdabenteuer, über seine dienstlichen Berührungen mit der Bevölkerung angenehm unterhalten, einen Zickzackweg zur Stadt herunter, machten hier die Bekanntschaft einiger Tefenzen und Kirgisen und brachten diese mit ihrer Kamelherde vor unsern Kodak. Schließlich statteten wir der Kaserne der vierten Kompagnie des achten Turkestan-Reservebataillons und dem gemeinsamen Militär- und Zivilkafino einen flüchtigen

*) Unterirdische Kanäle ortsüblicher Herstellung in Lehm Schlag.

Besuch ab. So eine russische Kaserne in Zentralasien besteht aus einstöckigen niedrigen langgestreckten Gebäuden. Ihr Inneres hat einen großen Schlaffaal mit weißgetünchten Wänden und den üblichen militärischen Verzierungen, Schlachtenbildern, Zeichnungen des Gewehrs und der Geschößflugbahnen, Uniformskizzen und Zielscheiben. Die sorgfältig ausgerichteten Betten sind niedrige hölzerne Tische mit einem Strohsack, Bettlaken und dunkelgrau-wollner Decke. An dem Bezug des Kopfkissens, das der Staat nicht liefert, darf der beneidenswerte Inhaber dieser zur Verweichlichung nicht beitragenden Bettstatt seinen Drang nach Individualität auslassen; sein sonstiges Eigentum verwahrt er in einer verschließbaren Kiste, da Spinde nicht vorhanden sind. Im Schlaffaal spielt sich bei Kälte die gesamte Tätigkeit des Soldaten ab, und wohlverklebte Doppelfenster halten im Verein mit dem Filzbeschlag der Türen die Temperatur auf der richtigen Höhe. Trotzdem waren die Räume gut durchlüftet. Jede Kompagnie, Eskadron oder Batterie hat in abgeschlossenem Raume ihre kleine Kapelle, bei deren Durchschreiten es für den Besucher zum guten Ton gehört, die Kopfbedeckung abzunehmen. Dasselbe gilt übrigens für alle Räume, in denen Bilder des regierenden Zaren angebracht sind. Jede Behörde, jedes Gerichtsgebäude, jede staatliche Anstalt, auch die Post hat mit Zarenbildern geschmückte Räume und verkündet auf diese Weise die Allgewalt des Herrschers. Der Brauch ist nicht übel, aber den Geist der Kritik hat er doch nicht bannen können. Welche wirkliche Verehrung hätte zu diesen Bildern aufgeschaut, wenn sich Nikolai der Zweite rechtzeitig und freiwillig zu den Reformen entschlossen hätte, zu denen er jetzt gezwungen worden ist! Über die Religiosität des einfachen Russen, des Soldaten und über die von seiner Kirche geheiligten Gebräuche samt den Bildern und Nothelfern soll man nicht spotten, wie es unsre Witzblätter vielfach zu Beginn und während des letzten Krieges getan haben: der fromme Glaube ist dem Soldaten etwas Innerliches, Hohes, Begeisternes, das ihm über Not und Gefahr hinweghilft.

Die materielle Lage des russischen Soldaten ist, ganz besonders, wenn man den Maßstab seiner Verhältnisse vor und nach der Dienstzeit anlegt, nicht so schlecht, als man annimmt. Die Löhnung ist freilich verschwindend gering. *) Ich möchte aber ausdrücklich feststellen, daß bei den niedern und bei einem großen Teile der höhern Vorgesetzten viel Interesse für die Untergebnen vorhanden ist, daß viele von jenen sie körperlich, moralisch und geistig zu fördern suchen, wo sie können. Rein äußerlich ist kaum ein Unterschied gegen unsre Musketiery in der Güte des Anzugs im Dienst zu erkennen; was die Zweckmäßigkeit anlangt, ist die russische Uniformierung der unsern entschieden überlegen, da sie der Temperaturveränderung angepaßt ist. Die Verpflegung kann bei den billigen Preisen der Rohprodukte gut und schmackhaft zubereitet werden, wenngleich

*) Inzwischen ist sie nicht unbeträchtlich erhöht, und auch andre Maßregeln sind zur Verbesserung der Lage des Soldaten getroffen worden.

sie einer gewissen Einförmigkeit nicht entbehrt und Kohlsuppe und Grütze eine Hauptrolle darin spielen. Die Anordnung des Dienstes ermöglicht eine längere freie Zeit. Die klimatischen Bedingungen Turkestans machen dies zu einem dringenden Erfordernis.

Frau W. hatte uns zu Ehren das Mittagmahl etwas westeuropäischer zurechtgestutzt, als uns eigentlich lieb war; aber sie bestätigte die Wahrheit des die russische Gastfreundschaft bezeichnenden Sprichworts: „Wes das Haus voll ist, das wird mit Freuden gegeben.“ Und die Toaste auf Waffenbrüderschaft, glückliche Reise und Wiedersehen klangen, bis es höchste Zeit war, zu dem um zwei Uhr abgehenden Zuge zu eilen. Wir schienen wirklich geehrte Gäste zu sein: der Zug wartete, bis wir kamen, und durch das Geleit des Kommandanten in unserm Ansehen beim Stations- und Zugpersonal mächtig gehoben, uns in den bestellten drei Abteilen in bequemer Breite einrichteten. Um unfre Habe hatte sich diesmal die Gendarmerie eigenhändig bemüht. Ein neu gestrichener und umgearbeiteter Wagen war eingestellt und erfreute uns durch seine bedingungslose Sauberkeit — sogar das Schmerzenskind des Zugpersonals, die auf den langen Fahrten in Rußland so wichtige, so viel benutzte und unglaublich behandelte Toilettenzelle, die Ubornaja, strahlte in tadelloser Frische. Nach kurzem Abschied und herzlichem Händedruck hören wir die Bahnhofsglocke zum drittenmal anschlagen, und der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

Nachdem wir es uns in aller Eile bequem gemacht und den Koffern das Nötige an Büchern, Reisemützen und anderm entnommen, auch im Zuge schnell orientiert und den Speisewagen besehen haben, bemühen wir uns unter flüchtigem Austausch der ersten Eindrücke von Rußland in Asien nichts von dem zu verlieren, was auf der langsamen Fahrt rechts und links dem Auge geboten wird. Es scheint nicht viel und ist doch, weil fremd, nicht wenig. Zudem zaubert eine warme Nachmittagssonne verschiedene Beleuchtungseffekte auf die hellgrünen Wasserflächen der Krasnowodsk- und Balchanbucht, in die mehrere Halbinseln mit isolierten Erhebungen hineinschneiden und Kulissen bilden, die wechselnde Küstenbilder verstecken. Hinter Krasnowodsk hat man ziemlich lange die Aussicht auf den Staats- und Fischereihafen, die nach Osten zu durch eine felsige Erhebung geschützt sind. Auf der andern Seite der Eisenbahn steigen von dem sie tragenden Uferstreifen der Kuba-Dagh und die Kurjanin-Kary in schroffen Formen jäh auf, sind mit tiefeingeschnittenen Schluchten durchsetzt und bilden flache Rücken. Meilenweit zeigen sie eine völlig regelmäßige horizontale Schichtung, die dem allmählichen Zurücktreten des Meeres entspricht — noch befinden wir uns ja unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Das Gestein ist Kalk, aber auch ausgedehnte Lager von Gips verschiedner Färbung sind vertreten. Weil das Wasser fehlt, und die Niederschläge überaus gering sind, wächst an den Hängen und oben auf der Hochfläche kaum ein Halm, und nur wenig

Vegetation überdauert auf dem Uferland an der Bahn die Bruthitze des Sommers; meist sind es nur dürftige Salzpflanzen, die dem weiße Kristalle ablegenden Boden entsprechen. Wenig Reste Schnee von dem ungewöhnlich starken Fall des Januars haben sich an den Felsstürzen in Rissen und Spalten gehalten und glitzern in der Sonne, die ganz wunderbare Lichter auf den gelbrotten Grundton des Gesteins aufsetzt. Je tiefer das Tagesgestirn sinkt, um so mehr leuchten die Berge. Wie wir uns dem eigentlichen Großen Balchan gegen Abend nähern, erhalten aber nur noch die obersten Ränder des Gebirges das Sonnenlicht, während blaue Nebel allmählich die rauhen Bergwände umhüllen und schließlich alle Aussicht versperrern. Als Wüstenlandschaft in abendlicher Beleuchtung charakterisiert sie unser Vielgereister. Der Große Balchan ist ein nicht unbedeutender Gebirgszug mit einer höchsten Erhebung von fast 1700 Metern, der mit den vorher genannten Höhenzügen von vielen als Fortsetzung des Kaukasus, von andern Kennern Transkaspiens wie Muschetoff als Ausläufer des Turkmeno-Chorassangebirges angesehen wird. Die hereinbrechende Nacht hinderte uns leider, von seinen Formen und seiner ziemlich dichten Bewachsung irgend etwas zu erkennen, hinderte uns auch, den Übergang über den Usboi, das alte Flußbett des Amu-darja, und von den für Skobeljeffs Vorgehn gegen die Turkmenen wichtigen Etappenorten Balla-Schem, Kihil-Arwat und Bami etwas zu bemerken. Da sich ein verwundeter Offizier auf Zettel in nicht mißzuverstehender Weise jede Belästigung verboten hatte, ließ St. seine russischen Redegelüste in einem Verhör der Schaffner über die Erwerbung ihrer Georgskreuze und Medaillen aus. Wir andern hielten für besser, Kräfte für die an den folgenden Tagen zu erwartende Gastfreundschaft in Aschabad zu sammeln, und hatten eine vorzügliche Nachtruhe zu verzeichnen.

Die Gastfreundschaft zeigte sich in glänzendem Lichte. Excellenz U. hatte seinen persönlichen Adjutanten zu unserm Empfang entsandt. Unter seinem Geleit wurden wir von Madame Gittard, einer alten Französin, sehr liebenswürdig in den Brunkgemächern der „Franzusklija Numera“ — so und ähnlich heißen die meisten Gasthäuser in Turkestan — aufgenommen. Und kaum hatten wir einigermaßen Ordnung geschafft, als der General selber vorfuhr, sich nach unsern Wünschen erkundigte und uns für die beiden nächsten Abende zum Diner einlud. Als uns die Besichtigung von Truppen verschiedener Waffen freundlichst angeboten wurde, sagten wir natürlich nicht nein, und wir hatten gerade noch Zeit gehabt, uns von dem Zustande der Bäder und einiger Läden sowie der Post ein Bild zu machen, als der Adjutant der sechsten Turkestan-Schützenbrigade uns abholte und zum vierten Bataillon führte. Hier wurde uns die Ehre zuteil, daß uns der Brigadecommandeur, Oberst von Hackewitz, ein ehemals preussischer Offizier mit dem Bande des Eisernen Kreuzes im Knopfloch, selber vorführen ließ, was gezeigt werden konnte. Die Rekruten einer Compagnie wurden in den verschiedenen Zweigen

der Einzelausbildung, eine zusammengestellte Kompagnie alter Mannschaften in Griffen und Bewegungen vorgestellt. Natürlich regte das Gesehene zu Vergleichen an, die nicht immer günstig ausfallen konnten, weil unser Auge an mehr Straffheit gewöhnt ist. Die gute Geschlossenheit und lautlose Ruhe in den Bewegungen verdiente jedoch unbedingte Anerkennung. Diese Kompagnie war, wenn ich mich des üblichen Besichtigungsausdrucks bedienen darf, zweifellos in der Hand ihres Führers und bemühte sich, durch gute Richtung, Haltung und strammen Tritt den hergebrachten reglementarischen Dank ihres Brigadekommandeurs wirklich zu verdienen. Man sah, daß die durch preußische Schulung beeinflussten militärischen Ansichten dieses Vorgesetzten auszugweise sehr wohl auf russische Verhältnisse übertragbar gewesen sind und Nutzen stiften können. Der inzwischen zum General beförderte Herr von H. genießt denn auch ein berechtigtes Ansehen, obgleich er immer in der Front, nie im Generalstab oder in der Garde gestanden hat, was sonst zum Fortkommen unentbehrlich ist. Was als weniger gut auffiel, erklärt die Schwierigkeit der Ausbildung eines vielsprachigen Ersatzes aus allen Teilen des Reichs durch Unteroffiziere, die während ihrer gesetzlichen Dienstzeit nur anderthalb bis zwei Jahre in ihrer Stellung verbringen und ohne weiter zu kapitulieren, ausscheiden, erklärt ferner die Unmöglichkeit, die Offiziere an die gründlichere, deutsche Art der Ausbildung zu gewöhnen. Einzelheiten in der Ausbildung, wie das schnelle Absetzen des abgeschossenen Gewehrs, machen im Verein mit der ungebührlichen Bevorzugung des Salvenfeuers die Mißerfolge der guten russischen Handfeuerwaffe gegenüber dem geschickten Vorgehen der japanischen Infanterie begreiflich. Wenn aber von russischer Seite über unsern Paradebrill gespottet wird, so sind wir vollberechtigt, ihnen die taktmäßig eingeübte Maulsalve der Antwort auf den Dank des Vorgesetzten entgegenzuhalten.

Die persönlich vorzügliche Haltung des Brigadekommandeurs hatte auch auf die unter ihm stehenden Offiziere einen gewissen Einfluß ausgeübt. Freilich, als die Wogen der Begeisterung später im Kasino etwas höher schlugen, wurde der Ton schnell freier, aber dafür um so herzlicher. Nachdem wir nämlich den im Freien stehenden Pferden der Meldereiter des Bataillons — eine Spezialität der russischen Infanterie — noch einen Besuch abgestattet hatten, konnten wir uns einer Einladung des Bataillons in die Wajennoje Sabranije, das gemeinsame Garnisonkafino, nicht mehr entziehen. Während sonst die Offiziere aller Truppenteile in beliebigen Gruppen innerhalb einiger Nachmittagsstunden ihr einfaches Mahl einnehmen, hatte das Offizierkorps des Bataillons in einem der einfach möblierten, aber spiegelglatt parkettierten, freundlichen Säle des ausgedehnten, inmitten eines Parks liegenden Gebäudes eine festliche Tafel herrichten und mit verschiedenem Wodka, kaukasischem Wein und den üblichen appetitreizenden Sachen besetzen lassen. Wer slawische Gastfreundschaft kennt, wird dennoch kaum ermessen können, welches Attentat schon

während der Sakuzka, dem Auftakt jedes russischen Mahles, auf unser Vermögen stattfand, Alkohol zu bewältigen. Der erste Angriff wurde um so heftiger erneut, als das Frühstück beschleunigt werden mußte. Nur die Nähe des Kommandeurs schützte etwas, sonst gab es kein Halten und Zögern, jedes Glas mußte geleert werden und wurde erbarmungslos von neuem bis zum Rande gefüllt. Und dazu sangen die jungen Offiziere, größtenteils Kaukasier, der Sitte ihrer Heimat entsprechend, jedem von uns vierstimmig ein Lied zu, worin sie Glück und Segen wünschen, und das durchaus dazu angetan ist, die durch Reden auf Waffenbrüderschaft und Freundschaft gesteigerte Stimmung auf die Höhe zu bringen. Es war nicht ganz leicht, die Schützen von der Notwendigkeit zu überzeugen, uns loszureißen. Eine reitende Batterie, die früher der im Kriege bewährte Kosakenführer, Generalleutnant Mischtschenko, befehligt hatte, harrete ebenfalls unsers Besuchs.

Die Kaserne, ein niederes Gebäude, ganz wie die Schützenkaserne eingerichtet, lag am Eingang des auf drei Seiten von Ställen umgebenen großen Platzes, auf dem sich die Tätigkeit dieser Truppe abspielt. Zunächst führte uns der Batteriekommandeur durch die sauber aufgeräumten, freundlichen Wohnräume, die Kapelle und die Küche, bat mich, seine Mannschaften zu begrüßen, und freute sich des kräftigen Gegenrufs: „Wir sind froh, unsre Schuldigkeit getan zu haben.“ Dann wurden die 265 Pferde der immer kriegsbereit gehaltenen Batterie gezeigt, die, aus Innerrußland stammend, anstandslos in rückwärts offenen Schuppen der Winterkälte ausgefetzt werden und, durch keine Streu verwöhnt, zu sehr kriegsbrauchbaren Tieren erzogen werden. Hier heißt es biegen oder brechen — sie biegen sich. Es machte dem braven Oberstleutnant offenbar Freude, seine Batterie zu alarmieren. Binnen drei Minuten stand sie angeschirrt. Und wenn dieses Kunststückchen auch sicher vorbereitet war, so sah es doch gut aus und war nur möglich, weil die Pferde, von der Stallhalfter losgemacht, durch einen ermunternden Nagaitaklapp veranlaßt, frei zu dem Geschützpark in der Mitte des Platzes galoppierten. In geschlossener Batteriefrent standen die grün gestrichnen Geschütze und Munitionswagen dort bereit. Bespannt schwenkte die Batterie einmal in guter Ordnung um uns im Kreise herum, und erfreut kassierte die Mannschaft des zuerst fertig gewordenen Geschützes den ihr gespendeten Zehnrubelschein ein. Der Batteriekommandeur mußte uns nun, weil die Zeit drängte, ziehen lassen. Zur Führung gab er uns einen seiner Leutnants mit, der auf seinem Tekinzstretroß neben uns die Droschkentutscher zu höchster Eile anspornte. Im Galopp ging es in der Richtung auf den Aul Reschi auf den Exerzierplatz des ersten Tamarregiments der Kubankasaken los. Hier hielt schon der Brigadefeldkommandeur und das ganze Offizierkorps des Regiments, lauter hohe kräftige Gestalten mit kühnen, energisch geschnittenen Gesichtszügen, alle gut beritten und in der langen dunkeln Wintertschekeska noch schlanker erscheinend, als sie in der Wirklichkeit sein mochten. Man kann nicht leugnen,

daß der Kasak eine schöne Erscheinung zu Pferde ist, obgleich sein Aufputz ein bißchen theatralisch ist, und die Haltung seines Pferdes nach unsern Begriffen meist alles zu wünschen übrig läßt. Da das Pferdmaterial billig ist, lohnt es ihm nicht, mühselig seinem Tier Gänge anzureiten, die dessen Gebrauchsfähigkeit auf längere Zeit verbürgen. Hohe Nase ist ihm gleichgiltig. Die ergänzende Einwirkung von Sporn und Zügel hält er für überflüssig, und die Kandare kennt er nicht. Dagegen verwendet er die offizielle zur Uniform gehörende Nagaitka, eine kurze Peitsche mit festem Stiel und beweglichem, lederumsponnenem Ochsenziemer oder Ledergeflecht, um sein Pferd zur Höchstleistung anzutreiben und — sich gelegentlich Platz zu machen. Die Pferdepflege ist nicht viel wert, die Fütterung unregelmäßig und auf Erziehung zur Genügsamkeit berechnet. Im Bedarfsfall muß sich das Tier sein bißchen Futter selbst zusammensuchen, und darum wird es Nachts, an den Fesseln gekoppelt, losgelassen. Trotzdem verlangt und findet der Kasak hündische Anhänglichkeit bei seinem Tier. Was er ihm zumutet, geht weit über das hinaus, was Anatomie und Reitinstruktion für möglich halten. So ist's zum Beispiel mit der Dshigitowka. Dshigit ist allgemein die Bezeichnung für einen schneidigen Reiter. Wer ein solcher sein will, muß auf dem galoppierenden Pferde auch im Gelände quer sitzen, knien, liegen, stehn, schießen, an der Seite hängen, ferner in der Bewegung auf und ab springen, Gegenstände vom Boden aufnehmen und Kunststücke machen können, die in den Zirkus gehören. Solche Kenntnisse und ein Pferd, das sie sich gefallen läßt, bringt der dienstpflichtige junge Kasak mit. Findigkeit ist ihm eigen, und so könnte er ein vorzüglicher Kavallerist werden, wenn seine militärische Ausbildung sachgemäßer wäre. Immerhin stehn die Kasaken im Aufklärungsdienst, im Gefecht zu Fuß und im Kampf gegen irreguläre Reiterei auf ziemlich hoher, von der russischen Kavallerie selbst neidlos zuerkannter Stufe russischer Vollkommenheit. Was uns die zur Vorführung befohlne Sotnje gezeigt hat, entsprach dem eben Gesagten insofern, als das Dshigitieren ein sehr hübsches, militärisch wertloses Bild, das Reiten ein forsches Naturreiten und die Handhabung der Waffen in Hieb und Stich ebenso mangelhaft war wie die Haltung des Pferdes. Unter diesem Fehler litt auch die Geschlossenheit des Exerzierens. Die Attacke wurde trotz des Gebrülls aus rauhen Kehlen zu keinem Akt imponierender kavalleristischer Tätigkeit, weil die Gangart unklar war, und darum erst recht die Geschlossenheit fehlte, der Chok aber in einem Tempo erfolgte, das kaum den Namen eines starken Galopps verdient.

Famose, verlässliche Gesellschaft übrigens, diese Kasaken! Treu dem Zaren ergeben, dessen Vorfahren ihnen durch Ansiedlung an den Grenzen und mancherlei Vorrechte eine materiell gesicherte, ihren Neigungen entsprechende Existenz gegeben haben, sind sie eine immer kriegsbereite Landwehr und in den stehenden Regimentern im ganzen eine vorzügliche Truppe in der Hand tüchtiger Führer. Weil sie keine Interessengemeinschaft mit der Bevölkerung

ihres von der Heimat entfernten Garnisonorts verbindet, sind sie als gute Soldaten des Zaren ebenso bereit, gegen Unordnungen einzuschreiten. Die Kasaken deswegen als rohe Schergen der Polizeigewalt um allen Kredit zu bringen, ist darum ein ganz törichtes Unterfangen des gedankenlosen westeuropäischen Liberalismus. Übrigens scheint die nicht ganz unbegreifliche Mißstimmung der niedern Volksschichten gegen die Kasaken in Rußland selbst deren Neigung für den Polizeihilfsdienst der bisherigen staatlichen Ordnung stellenweise etwas abgeschwächt zu haben.

Doch zurück von dieser Abschweifung! Dem Entgegenkommen, womit unsern Wünschen entsprochen wurde, zollten wir unsern herzlichsten Dank, und wir konnten nur bitten, uns die Störung der Gemütlichkeit am Sonnabend Nachmittag nicht nachzutragen. Das Mißverhältnis zwischen der berittenen Truppe und uns Besichtigenden zu Fuß und im Wagen verhinderte eine intimere Annäherung, ermöglichte aber dafür unsern Rückzug so rechtzeitig, daß wir nach einiger Mühe bei der Toilette annähernd zur befohlenen Zeit beim Kommandierenden eintrafen.

Es waren höchst anregende Stunden, die wir an diesem und dem folgenden Abend in dem gastlichen Hause verbringen durften, anregend vor allem durch die offenen Mitteilungen des Hausherrn über die politischen Verhältnisse im Kaukasus und auf seinem vorgeschobnen Posten. Da bei den vielfachen Berührungen mit Afghanistan und Persien, insbesondre dem unruhigen Chorassan die Verwicklungen nie recht enden, so ist auch die politische Verantwortlichkeit des Gebietschefs keine geringe. Seine Truppen sind größtenteils auf dem Kriegsfuß oder wenigstens auf erhöhtem Etat und jederzeit kriegsbereit. Von seiten der Engländer, deren Offiziere häufig Transkaspien bereisen, verfuhr man sich nichts gutes. Ebenso war man sich darüber klar, daß die von Kaukasien und aus der Mandschurei eintreffenden ungünstigen Nachrichten — zu der Zeit unsrer Anwesenheit bahnte sich die Entscheidung der Schlachten bei Mukden an, und die Situation wurde von Exzellenz U. für unhaltbar angesehen — beunruhigend einwirken mußten. Unordnungen wurden besonders von seiten der Armenier befürchtet; sie sind ja auch inzwischen im persischen Mesched zum Ausbruch gekommen. Unter den mit uns geladnen Gästen beanspruchte unsre Aufmerksamkeit ein Ingenieur, der viel in Persien gereist war, ferner der Polizeimeister von Aschabad, ein Stabskapitän B., dessen besondrer Fürsorge wir anscheinend anvertraut waren, und der schon genannte Oberst v. H., der aus seiner belebten militärischen Vergangenheit in Petro-Alexandrowsk, Kuldscha, Andischan, Tschkent und Schmerinka mit einem Hauch von Heimweh zu erzählen verstand, und dessen Gattin Russisch-Zentralasien an seiner Seite gründlich kennen gelernt hatte. Die Unterhaltung war vielsprachig. Die jungen Damen des Hauses haben eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und beherrschen Deutsch, Französisch und Englisch wie das Russische und ihre Muttersprache: das Polnische. Auch hier war es schwer,

sich der Liebenswürdigkeit der Hausfrau zu erwehren, die nach slawischer Sitte dem Gast an ihrer Seite die Speisen vorlegte. Die Folge der Getränke bei Tisch wich von der bei uns üblichen sehr ab: schließlich stand der kräftige kaukasische Wein, Bier und eine Art Sauerbrunnen, Marsan, vor uns; aber wir durften uns zu unsrer Freude in mäßigen Grenzen halten.



Der Friede von Ultranstädt*)

Von Konrad Sturmhoefel

1



ie Oktobertage dieses Jahres haben die Erinnerung an die Demütigungen wachgerufen, die vor hundert Jahren unser Vaterland, das weitere wie das engere, von Napoleons harter Faust zu leiden hatte. Aber die sächsische Armee hatte es damals wenigstens versucht, und zwar mit anerkannter Tapferkeit, dem andringenden Feinde die Grenzen zu sperren. Ein Jahrhundert zuvor hat ein wehrloses Sachsen unter viel demütigenderen Voraussetzungen einen ebenfalls hartgesinnnten Eroberer ein volles Jahr herbergen müssen, obgleich Friede geschlossen war. Aber über den spätern Stürmen ist das Unwetter, das auf die deutsche Ohnmacht jener Zeit seine grellen Lichter warf, fast vergessen worden. Karls des Zwölften von Schweden Einbruch in Sachsen und der August dem Starken abgezwungne Frieden von Ultranstädt dürfen ebenso wie die Tage von Sena und Auerstädt einer selbstzufriednen Gegenwart recht wohl als Warner aus der Vergangenheit ins Gedächtnis gerufen werden.

Während sich im Westen Europas am Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Ungewitter des Spanischen Erbfolgekrieges zusammenballte, häufte sich der Zündstoff zu einem großen Entscheidungskampfe in Folge mehrerer bedeutungsvoller Thronwechsel auch im Norden und im Osten. In Rußland war 1696 durch den Tod seines Halbbruders Iwan Peter der Große mit vierundzwanzig Jahren zur Alleinherrschaft gelangt und begann, nachdem er am Schwarzen Meere Now erobert hatte, seine begehrtlichen Blicke nach dem ihm durch Polen und Schweden verschlossenen Baltischen Meere zu richten. In Schweden folgte mit dem 14. April 1697 der Sohn Karls des Elften und der Ulrike Eleonore von Dänemark in noch nicht ganz vollendetem fünfzehnten Lebensjahre (geb. 17. Juni 1682), wurde jedoch schon am 29. November 1697 von den schwedischen Ständen als selbständiger Herrscher anerkannt. Mit ihm kam der kriegerische Geist seines Großvaters Karls des Zehnten auf den Thron, nachdem der Vater durch recht despotische Maßregeln das Ansehen der Krone im

*) Vorstehender Aufsatz war schon in seinem ganzen Umfange gedruckt, als mir der Artikel von Arno Günther, Die Entstehung des Friedens von Ultranstädt im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte Bd. XXVII, S. 311 ff. zu Gesicht kam. Die auf Grund neuer archivalischer Forschungen, besonders in Schweden, aufgebaute verdienstliche Arbeit bringt verschiedene bisher unbekannt Punkte aus der Vorgeschichte des Friedens und beschäftigt sich insbesondere mit der Frage der größern oder geringern Verschuldung Pfingstens. Indem Günther gewisse Eigenmächtigkeiten und Unterlassungen Pfingstens nachweist und damit dessen Schuldregister vergrößert, weist er meines Erachtens noch nicht nach, daß Pfingsten mit einer andern Handlungsweise etwas hätte besser können. Jedenfalls will auch Günther keine mala fides behaupten. Der Verfasser